
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 24/3 (1997)

DOI: 10.11588/fr.1997.3.60979

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

mental, culturel et politique, l'image de l'ennemi, l'évolution de l'état d'esprit et de la perception de la guerre. La seconde partie est consacrée à la vie des soldats allemands en France: approvisionnement, nourriture, vêtement, logement, déplacements, relations avec la population civile française. La troisième partie s'intéresse à l'armement du soldat, à la situation objective du combattant selon les différentes armes, au moral du soldat, aux pertes et aux conditions sanitaires des blessés et des malades. En dépit d'une construction en apparence rationnelle, le plan pose problème. L'auteur résout assez bien l'une des difficultés majeures: considérer la guerre comme un ensemble sans oublier de distinguer ses phases et ses formes (guerre de mouvement et guerre de siège). Parmi les questions dont la solution peut se discuter, je relève:

– La question du nationalisme (paragraphe I 4.5.) qui aurait mérité être décomposée entre ce que le soldat manifeste ou éprouve durant les combats et ce qui découle de l'idéalisation postérieure de la guerre. Quand les soldats se battent en France, le Reich n'est pas encore proclamé et le rapport à l'état national que l'on découvre dans les souvenirs, est lié à la situation de l'après-guerre, c'est-à-dire à l'idéalisation de la victoire et de la construction du Reich.

– Les analyses sur l'attitude à l'égard des Français sont divisées entre »la position à l'égard des Français« (paragraphe I 5) et »les soldats allemands et la population française« (paragraphe II 8).

– Le paragraphe consacré au temps (II 6.4.) est trop court et probablement mal placé. Pour la vie quotidienne des soldats, c'était déterminant car leurs problèmes d'alimentation, d'eau, d'hygiène et de logement ont varié du tout au tout au fil des saisons!

La thèse de Kühlich est un travail consciencieux, bourré de références, un peu analytique. Il explique bien pourquoi il est difficile de connaître le simple soldat, le combattant de base, un homme qui doit se battre loin de chez lui en pays étranger. Il apporte de précieuses informations sur la nourriture (usage des premières conserves), l'habillement, la boisson, le bivouac et le logement chez l'habitant, les relations entre soldats et civils français. On trouve d'excellentes analyses sur la poste de campagne, sur les services sanitaires et les maladies, des réflexions sur le moral, la fatigue, l'attente. A juste titre Kühlich s'efforce de lutter contre les clichés et les mythes; il y en a au moins un dont j'étais encore prisonnier et dont la lecture de sa thèse m'a délivré, c'est celui de la supériorité de l'organisation allemande; les services d'intendance encore dans l'enfance, ont été souvent pris de court. A de nombreuses reprises, l'auteur met en évidence la mauvaise qualité ou le manque de nourriture, de vêtements adaptés et surtout de chaussures. Je le suis volontiers mais comme tout est relatif, je persiste à penser que les soldats des armées de Gambetta ont souffert de carences encore plus graves que celles endurées par les soldats prussiens ou bavarois.

François ROTH, Nancy

Klaus HILDEBRAND, *Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871–1945*, Stuttgart (DVA) 1994, 1054 S.

In regelmäßigen Abständen bedarf es historischer Gesamtdarstellungen zu umfassenden Fragestellungen oder größeren Epochen, welche den Gegenstand anregend interpretieren und die Forschung kenntnisreich bilanzieren. Sie können dem Spezialisten Orientierung wie Anstoß für seine eigene Arbeit bieten und – sind sie gut geschrieben – auch den Laien interessieren. Allen diesen Ansprüchen genügt Hildebrands große Untersuchung zur deutschen Außenpolitik zwischen 1871 und 1945: Der Bonner Neuzeithistoriker behandelt das Thema erschöpfend, verarbeitet souverän die bisherige Forschung und verzichtet trotz des hohen wissenschaftlichen Rangs seiner Studie auf jeden Fachjargon: Durch sprechende Kapitelüberschriften, eine bilderreiche

Sprache und eine spannende Darstellungsweise schlägt er den Leser in seinen Bann. Entscheidend ist, daß der Autor nicht nur schildert, »wie es gewesen ist«, sondern auch »warum« es so und nicht anders kam, wo Alternativen bestanden und welche Entwicklungen unvermeidlich waren. Dadurch verdeutlicht er sowohl die Ergebnisse außenpolitischer Prozesse als auch deren Ablauf, lotet Entscheidungsspielräume aus und zeigt deren Grenzen auf, die das internationale System ebenso wie das soziale und wirtschaftliche Umfeld oder gar mentale Dispositionen der jeweiligen Akteure setzten. Obwohl Hildebrand keinem traditionellen »Primat der Außenpolitik« anhängt, beweist er doch zweierlei: Ungeachtet aller Komplexität deutscher Geschichte zwischen 1871 und 1945 kam den auswärtigen Beziehungen des »Deutschen Reiches« eine besondere, letztlich entscheidende Bedeutung zu, und trotz aller Bedingtheiten und Zwänge gab es immer auch die Freiheit der außenpolitischen Entscheidung.

Hildebrand hat seinem immensen Stoff ein konventionelles, aber einleuchtendes chronologisches Schema unterlegt: In vier großen Teilen behandelt er die »Ära Bismarck«, »Das wilhelminische Reich«, die »Weimarer Republik« und »Hitlers Diktatur«. Ohne die Vorgeschichte der Reichsgründung noch einmal eigens darzustellen, untersucht er zunächst Chancen und Gefahren der Neugründung von 1871: ihre »Mittellage«; den »seltsam unmodernen Namen« des »Deutschen Reiches« – der manchen Deutschen verheißungsvoll klang, den meisten Nachbarn allerdings bedrohlich schien; die Feindschaft mit Frankreich und die Gefahr der Ansteckung anderer europäischer Großmächte durch Bismarcks Demonstration bloßer »Realpolitik« bar jeden ideellen Gehalts. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht indes eine genaue Untersuchung der Außenpolitik des Gründungskanzlers, in weiten Teilen einer Bündnispolitik, die den Frieden sichern, nicht aber den Krieg vorbereiten sollte und damit auch inhärente Widersprüche vertrug, die sich aus gegensätzlichen Verpflichtungen ergaben. Diese der jüngsten europäischen Großmacht einzig angemessene und lange Zeit erfolgreiche Politik »im Zeichen der Sättiertheit« erwies sich jedoch bald als innenpolitisch nicht konsensfähig: In Zeiten allgemeiner imperialer Expansion wurde sie von vielen Deutschen als unzeitgemäß, ja drückend und die eigenen Perspektiven ungebührlich verkürzend empfunden, zumal Bismarcks »Politik der konservativen Status-quo-Bewahrung« auch mit innenpolitischer Ruhigstellung einherging, ja diese voraussetzte.

Dies erklärt – entschuldigt für Hildebrand allerdings nicht –, warum das »Wilhelminische Deutschland« »im Banne des Prestiges« stand: Die neuen Männer waren nicht nur unfähig, Bismarcks kompliziertes Bündnispiel fortzusetzen, sie wollten es auch nicht: Innenpolitische Liberalisierung verlangte außenpolitische Profilierung, wobei die daraus entstehenden internationalen Konflikte als zwangsläufig akzeptiert wurden und durch entsprechende Allianzen konterkariert werden sollten. Das starke Bevölkerungswachstum Deutschlands und seine sprunghaft ansteigende wirtschaftliche Leistungsfähigkeit schienen Begründung und Sicherung zugleich für den neuen deutschen Anspruch auf einen »Platz an der Sonne«. Die hieraus resultierende Flottenpolitik präjudizierte den Gegensatz zu Großbritannien ähnlich, wie die Annexion Elsaß-Lothringens den zu Frankreich zementiert hatte. Demonstratives Auftrumpfen wechselte mit krankhafter Empfindlichkeit, und beides entsprang jener gefährlichen Mischung aus Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitskomplex, die den Kaiser und sein Reich charakterisierten. Die Folge waren nicht fremde »Einkreisung«, sondern selbstbetriebene »Auskreisung«, welche die deutsche Regierung indes nicht bewog, sich in das europäische Mächtekonkordat einzufügen. Statt dessen beanspruchte sie eine Sonderrolle, die – sollte sie ihr von einer vermeintlich feindlichen Umwelt unverständlicherweise verwehrt werden – notfalls auch einen Krieg rechtfertigte. Das macht die Risikopolitik von Reichskanzler Bethmann-Hollweg in der Julikrise 1914 begreiflich, sein Kalkül, durch kontrollierte Eskalation politisches Prestige zu gewinnen, dabei notfalls aber

auch den »Großen Krieg« als letzten und scheinbar unvermeidlichen Ausweg aus der außenpolitischen Isolation in Kauf zu nehmen. Dieses gefährliche Spiel geriet zur unverantwortlichen Provokation, da die Reichsregierung ihre Entscheidungen seit Ende Juli dem Primat des Militärischen unterordnete – den Notwendigkeiten des Schlieffen-Plans, der eine rasche Mobilisierung sowohl im Westen als auch im Osten verlangte. Daher spricht Hildebrand zu Recht von der »initiiere[n]de[n] Verantwortung des Deutschen Reiches für den Verlauf der Julikrise und für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges«. Im folgenden schildert er die wesentlichen militärischen und politischen Zäsuren dieser Konflagration, ihre Wandlung vom »Kabinettskrieg« zum »Totalen« und »Weltanschauungskrieg«, um schließlich das Ende des Krieges ebenso deutlich zu kommentieren wie seinen Beginn: Nicht die Revolutionäre des Novembers 1918 verschuldeten die deutsche Niederlage, allerdings auch nicht das Bismarck-Reich an und für sich, sondern einzelne Entscheidungen deutscher Politiker und Militärs in den Jahren zuvor. Und der sicherlich harte Versailler Vertrag vom Juni 1919 bot den Deutschen ungleich größere Chancen für einen außenpolitischen Wiederaufstieg als der »karthagische« Frieden von Brest-Litowsk, den das Reich seinem russischen Gegner ein Jahr zuvor aufgezwungen hatte: Deutschland blieb als Nationalstaat erhalten; die britisch-französisch-russische Vorkriegskoalition war zerbrochen; auf die neuen Staaten Ostmitteleuropas konnte die Weimarer Demokratie anziehend wirken, und das einmalige Scheitern mochte den nochmaligen Anlauf zu begrenzter außenpolitischer Größe erleichtern.

Daß die Weimarer Außenpolitik »das Streben nach Revision« prägte, war verständlich, nicht zwangsläufig verwerflich und kaum notwendig Vorgeschichte eines neuen »Großen Krieges«. Dies beweist für Hildebrand die Außenpolitik der »Ära Stresemann«, welche die Interessen der übrigen Mächte als gleichberechtigte Größen neben dem eigenen Nationalinteresse ins außenpolitische Kalkül einbezog, daher bemüht war, Spannungen zu vermeiden oder durch gegenseitige Kompromisse zu beseitigen und obendrein den Spagat zwischen Ost und West beherrschte. Dieser neue Stil »republikanischer Außenpolitik« wurde indes bereits von den Präsidialkabinetten der Jahre 1930 bis 1933 aufgegeben, wengleich sie nur »nationalistisch – nicht nationalsozialistisch« waren, wie der Autor zu Recht hervorhebt.

Hildebrand geizt bereits in seiner Darstellung der deutschen Entwicklung bis 1933 nicht mit teilweise scharfer Kritik an den handelnden Politikern, im Teil über das »Dritte Reich« fallen seine Verdikte begreiflicherweise vernichtend aus: Die nationalsozialistische Außenpolitik sei durch den »Fluch des Dogmas« geprägt gewesen, einen in der deutschen und europäischen Geschichte zwar nicht gänzlich präzedenzlosen, doch in seiner Monströsität singulären Raum- und Rassenwahn, der für die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, die Ermordung von Millionen Menschen – allen voran der europäischen Juden – und die Zerstörung des eigenen Reiches verantwortlich war. Der Autor zögert nicht, zu den wieder neu ausgebrochenen Auseinandersetzungen über deutsche Kriegsschuld und rassistische Verbrechen eindeutig Stellung zu beziehen: Das »Unternehmen Barbarossa« war kein »Präventivkrieg«, und es war – stärker noch als der Polenfeldzug – ein durch nichts zu rechtfertigender Vernichtungskrieg; an ihm wirkten auch Teile der Wehrmacht bewußt mit; die »Endlösung« bedurfte zwar vieler Exekutoren, doch sie wäre nicht geschehen ohne einen Inspirator – Hitler.

In seinem »Epilog« greift Hildebrand noch einmal weit zurück ins Mittelalter, die frühe Neuzeit und die Jahrzehnte seit der »Französischen Revolution«, auf das »Heilige Römische Reich Deutscher Nation«, den aufgeklärten Absolutismus und die aufbegehrende Nationalbewegung, um die Wurzeln des »Deutschen Reiches« aufzuzeigen. Er zieht eine bemerkenswerte Traditionslinie von Bismarck zu Hitler, deren Politik – trotz aller Unterschiede – »ein gefährliches Element der permanenten Überbürdung«

gemeinsam gewesen sei. Daher resümiert er seinen Gegenstand schließlich auch als Ausdruck einer »deutschen Tragödie, die ein historisches Lehrstück für permanente Überanstrengung darstellt« – Bilanz einer großen Darstellung der deutschen Außenpolitik, die »das vergangene Reich« zwischen 1871 und 1945 führte, aber auch eine – sicher nicht unbeabsichtigte – Mahnung an das neue, vereinigte Deutschland unserer Tage.

Reiner MARCOWITZ, Dresden

Michel DENIS, Michel LAGRÉE, Jean-Yves VEILLARD (Hg.), *L’Affaire Dreyfus et l’opinion publique en France et à l’étranger*, Rennes (Presses Universitaires de Rennes) 1995, 346 S. (Histoire).

Das »Musée de Bretagne« in Rennes besitzt eine der wichtigsten Dokumentensammlungen zur Dreyfusaffäre, seit im Jahre 1978 Jeanne Pierre-Paule Lévy, eine Enkelin des Capitaine Dreyfus, dem Museum annähernd 4000 im Familienbesitz befindliche Dokumente übergeben hat. Die Einrichtung einer ständigen Ausstellung zur »Affaire« in dem Museum war, gemeinsam mit dem 100. Jahrestag der ersten Verurteilung Dreyfus’, der Anlaß für ein Kolloquium, das 1994 Historiker aus aller Welt in der bretonischen Garnisonsstadt zusammenführte und dessen Beiträge jetzt in Buchform erschienen sind.

Die thematische Gestaltung der Tagung war wesentlich von dem Charakter dieser Dokumentensammlung bestimmt worden. Denn ihren Grundstock bilden Hunderte von Solidaritäts- und Unterstützungsschreiben aller Art, die die Familie Dreyfus während ihres 12 Jahre währenden Kampfes für die Rehabilitierung des zu Unrecht verurteilten Hauptmanns erhalten hat: Telegramme, Briefe, Petitionen, Schreiben von bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, aber auch von Unbekannten. Schreiben, die zudem nicht allein aus Frankreich stammten, sondern aus der ganzen Welt. Diese Tatsache hat die Veranstalter dazu geführt, einen Aspekt der Affäre in den Mittelpunkt der Tagung zu stellen, der bislang in der wissenschaftlichen Diskussion relativ wenig beachtet worden ist: Das weltweite Echo nämlich, auf das die Auseinandersetzungen um die Revision des Prozesses und die sich darum rankenden grundsätzlichen Diskussionen um Staat und Recht, Nation und Armee, Kirche und Laizismus gestoßen sind. Schon in Michel Denis’ Lexikon zur Dreyfusaffäre (*L’Affaire Dreyfus de A à Z*, Paris 1995) war diesem Echo mehr Platz als bisher üblich eingeräumt worden – der Sammelband der Tagung von Rennes hilft nun weiter, diese Forschungslücke zu schließen.

Einer groben geographischen Einteilung folgend ist das Buch in vier große Abschnitte gegliedert: Frankreich, die romanisch-katholische Welt, Mittel- und Osteuropa (wozu auch Deutschland zählt, das im Band durch zwei Beiträge von Eric CAHM und Beate GÖDDE-BAUMANN vertreten ist) sowie die »Welt des Liberalismus«, gemeint sind Belgien und die angelsächsischen Staaten.

Wenig Neues bieten dem mit der Dreyfusliteratur vertrauten Leser die Beiträge zu den Reaktionen in Frankreich selbst. Viele der hier abgedruckten Vorträge zu den juristischen Problemen der Revision (J.-D. BREDIN), zu dem Engagement des Chefs der »dreyfusards« von Rennes, Victor Basch (M. REBÉRIOUX, F. BASCH), zur »Politischen Kultur des Antidreyfusismus« (Z. STERNHELL) u. a. sind so oder in ähnlicher Form bereits anderweitig erschienen – hier erhält man den Eindruck, als sei das Thema doch langsam ausgereizt. Interessanter und auch innovativer sind dagegen diejenigen Beiträge, die den Reaktionen des Auslandes gewidmet sind: Hier wird an vielen Stellen Neuland betreten, teilweise werden auch Untersuchungen, die bislang nur in schwerer zu-